



LAURA
WALDEN

Der

Schwur
des *Maori-*
Mädchens

ROMAN



Weltbild

Der Schwur des Maori-Mädchens

Die Autorin

Laura Walden studierte Jura und arbeitete einige Jahre als Rechtsanwältin in Hamburg. Doch auf Dauer siegte ihre Leidenschaft für das Erzählen spannender Geschichten, und so entschied sie sich, die Schriftstellerei zu ihrem Beruf zu machen. Ihr größtes Hobby, das Reisen, ist ihr dabei ebenfalls sehr nützlich: Mit Neuseeland und Schottland machte sie ihre beiden Lieblingsziele zu den Schauplätzen ihrer äußerst erfolgreichen Romane, bei denen es immer um dunkle Familiengeheimnisse vor atemberaubender Landschaft geht.

Laura Walden

Der Schwur des Maori-Mädchens

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2012 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: Getty images / Manfred Gottschalk
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-542-0

Prolog

Der Missionar beschleunigte seinen Schritt. Wenn er das Boot nach Paihia noch rechtzeitig erreichen wollte, musste er sich beeilen. Er schnaufte ein wenig, als er den Bergkamm überquerte, um die Abkürzung am Fluss entlang zu nehmen. Wie immer im Frühjahr hatte sich das ruhige Gewässer in einen reißenden Strom verwandelt. Er mochte die Wildheit der Natur. Das war einer der Gründe, warum er trotz der immerwährenden Sehnsucht seiner Frau nach den sanften, lieblichen Feldern der alten Heimat nicht zur Rückkehr zu bewegen war. Nein, am anderen Ende der Welt empfand er jene grenzenlose Freiheit, die ihm in England nicht vergönnt gewesen war. Einmal abgesehen davon, dass er hier eine überaus befriedigende Aufgabe zu erfüllen hatte. Was konnte schöner sein, als in die feierlich glänzenden dunklen Augen der Einheimischen zu blicken, wenn er sie taufte? Und er durfte nicht ohne Stolz von sich behaupten, dass er schon viele von ihnen zum christlichen Glauben bekehrt hatte. Ein markerschütternder Schrei riss ihn aus seinen Gedanken. Erschrocken blieb er stehen und blickte sich nach allen Seiten um. Als er sah, was dort ein paar Schritte vor ihm am Flussufer vor sich ging, durchfuhr ihn ein eiskalter Schauer.

Mit Musketen bewaffnete Maori trieben einen Jungen vor sich her und zwingen ihn, ins Wasser zu gehen. Der Reverend kämpfte mit sich. Sollte er sich bemerkbar machen und das Unglück verhindern? Das konnte gefährlich werden, denn er erkannte auf einen Blick, dass die Männer Fremde wa-

ren. Noch nie zuvor hatte er diese Art von Tattoos gesehen, die jene Maori wie einen edlen Schmuck und voller Stolz im Gesicht trugen. Gewöhnlich fürchtete er die Begegnung mit fremden Stämmen nicht, aber diese Männer machten keinen freundlichen Eindruck. Im Gegenteil, immer wenn der Junge sich umdrehte und um sein Leben schrie, schnitten sie furchterregende Grimassen, die fatal an jene erinnerten, die Maori-Krieger beim Haka zogen.

Der Junge stand bereits bis zu den Knien im kalten Wasser. Ein paar Schritte noch, und er würde vom Strom mitgerissen werden und jämmerlich ertrinken. Das konnte der Reverend trotz der Furcht vor diesen Männern nicht mit seinem Gewissen vereinbaren.

»Lasst den Jungen los!«, brüllte er so forsch wie möglich. Etwa ein Dutzend Gesichter drehte sich auf einmal zu ihm um. Der Häuptling in seinem schmückenden Federmantel gab seinen Leuten ein Zeichen, zu schweigen. Dann trat er einen Schritt vor und schrie etwas zurück, was der Missionar nicht sofort verstand. Das bewies ihm endgültig, dass diese Maori Fremde waren, denn die Sprache der örtlichen Stämme war ihm inzwischen vertraut. Gut sogar, denn er unternahm schließlich in der Missionarsschule ihre Kinder. Überdies sprachen die meisten von ihnen inzwischen eine Art Maori-Englisch, sodass sie sich problemlos mit den Pakeha verständigen und vor allem Handel mit ihnen treiben konnten.

Wenngleich dem Reverend nicht wohl war, trat er scheinbar unerschrocken auf den Häuptling zu. Nun versuchte er, ihn auf dem in der Bay of Island üblichen Kauderwelsch anzusprechen.

»Woher kommt ihr?«

Der Häuptling zögerte, doch dann erwiderte er schroff: »Wir sind hier, um die Ahnen zu rächen.«

»Das ist nicht wahr!«, rief der Junge, der zitternd im kalten Wasser stand.

Er spricht gutes Englisch, stellte der Reverend erstaunt fest. Und er erkannte an dessen Kleidung, dass er offenbar der Sohn eines Häuptlings war. Sein Mantel war aus prächtigen Emufedern gefertigt. Der Junge hatte ihn nach oben gezogen, damit sich die Federn nicht voller Wasser saugten.

»Geh deines Weges!«, befahl der Häuptling und funkelte den Reverend aus seinen glühenden Augen an.

»Ich bewege mich nicht von der Stelle, bevor ich nicht weiß, was hier geschieht«, erwiderte er entschieden.

»Sie haben das Dorf meiner Eltern niedergebrannt und alle umgebracht!«, brüllte der Junge verzweifelt.

»Sein Vater und seine Männer haben einst unser Dorf überfallen und sich die schönsten Mädchen genommen. Und nun haben wir sie endlich aufgespürt, und das war die Strafe, doch unsere Ahnen werden erst Ruhe geben, wenn der Sohn des Häuptlings vom Fluss Kerikeri verschluckt wird.«

Ein lautes Aufheulen – ähnlich dem eines verletzten Tieres – ließ dem Reverend das Blut in den Adern gefrieren. Es kam nicht von dem Jungen, wie er irritiert feststellen musste.

»Was ist das?«, fragte er.

In diesem Augenblick trat hinter einem der Maori ein Mädchen hervor. Sie besaß große braune Augen, aus denen die nackte Angst sprach. Ihr Haar war lang, glatt und dunkel glänzend. Der Reverend schätzte sie auf acht oder neun Jahre, und er hatte noch niemals zuvor ein so hübsches Kind gesehen.

»Und was habt ihr mit dem Mädchen vor?«, wollte er wissen, ohne den Blick von der kleinen Schönheit zu wenden, doch da wurde sie bereits von einem der Männer an der Hand gepackt und hinter die Gruppe zurückgestoßen, sodass er sie nicht mehr sehen konnte.

»Wir werden sie mitnehmen und später mit einem der Unseren verheiraten. Wir haben zu wenig Frauen, seit sie uns überfallen haben«, erklärte der Häuptling ungerührt.

»Aber was können wir dafür? Du hast unsere Eltern getötet. Du gehörst in den Fluss!«, schrie nun der vor Kälte am ganzen Körper bebende Junge voller Wut.

»*To wahe hakirara!*«, brüllte der Häuptling zurück und machte seinen Männern ein Zeichen, den Jungen zu packen. Er hatte ihn soeben als Lügenmaul bezeichnet, und der gekränkte Maori schien nun kurzen Prozess mit dem verfeindeten Häuptlingssohn machen zu wollen.

Der Reverend atmete ein paarmal tief durch. Was sollte er nur tun? Gegen ein Dutzend zu allem entschlossener Krieger konnte er nichts ausrichten. Und mit Worten war der Häuptling offenbar nicht zu besänftigen. Oder doch? Der Reverend musste es versuchen.

»Gib ihn mir!«, verlangte er in scharfem Ton.

Der Häuptling wandte sich an seine Männer und übersetzte ihnen, was der Pakeha gerade von sich gegeben hatte. Ein lautes Lachen war die Antwort. Nein, mit frommen Worten oder gar einem Appell an die christliche Nächstenliebe kam der Reverend hier nicht weiter.

Er überlegte fieberhaft, womit er die Krieger sonst locken konnte. Da fiel ihm das Geld ein, das er sich soeben in der Missionsstation von Kerikeri hatte auszahlen lassen. Es war für die Bestellung neuer Bibeln aus London gedacht gewesen. Die müssen warten, sagte sich der Reverend. Er räusperte sich, bevor er dem kämpferischen Krieger ein Geschäft vorschlug.

Der Häuptling stutzte, dann brach er in lautes Gelächter aus, sodass dabei seine weißen Zähne hervorblitzten.

»Aber womit willst du handeln? Hast du Musketen?«

Der Reverend warf einen abschätzigen Blick auf die Reihe der Krieger, die bis unter die Haarspitzen bewaffnet waren.

»Wie ich sehe, habt ihr bereits ausreichende Waffengeschäfte getätigt.«

Der Häuptling lachte immer noch und bemerkte spöttisch: »In Kororareka bekommst du alles, was dein Herz begehrt.«

Der Reverend runzelte die Stirn. Ja, das Höllenloch des Pazifiks, wie dieser gottlose Ort inzwischen genannt wurde, war ihm seit Langem ein Dorn im Auge. Dort herrschte Gesetzlosigkeit. Hoffentlich hat der Häuptling bei seinem Aufenthalt in dem verfluchten Hafennest nicht mitbekommen, wie ehemals stolze Maori-Mädchen nachts zu den Schiffen rudern, um sich an die Seefahrer zu verkaufen, ging es dem Reverend durch den Kopf. Er war davon überzeugt, dass das den Zorn des fremden Häuptlings sicher noch verstärkt hätte, denn die Waffen nahmen sie gern, aber konnten sie auch mit den Schattenseiten der Käuflichkeit umgehen?

Die Männer hatten den Jungen mittlerweile von allen Seiten umzingelt, bereit, ihn in den Fluss zu werfen, falls er nicht freiwillig ging.

Wenn der Reverend ihn retten wollte, musste er endlich handeln, statt sich weiter tatenlos den Kopf zu zerbrechen. Vorsichtig zog er seine Börse aus der Umhängetasche und holte das Geld hervor. Und selbst wenn diese Kerle es in neue Musketen umsetzen würden, er musste es tun. Er konnte nicht zusehen, dass sie diesen Jungen wie eine Katze ersäuften.

Zögernd reichte er dem Häuptling das ganze Geld für die neuen Bibeln. Es war nicht gerade wenig.

»Gebt mir den Jungen, und es gehört euch«, erklärte er und versuchte kühl zu klingen. Wohl war ihm nicht, denn wie konnte er wissen, wie dieser Häuptling zu den Pakeha stand? Die Vertreter der örtlichen Stämme konnte der Reverend in-

zwischen einschätzen, aber dieser Stammesanzführer, der offensichtlich aus dem Süden gekommen war, nur um sich an dem Stamm des Jungen zu rächen – wer weiß, wozu der imstande war? Was, wenn sie sich mein Geld nehmen und mich gleich mit ertränken?, schoss es dem Reverend durch den Kopf. Dann ist es Gottes Wille, versuchte er sich einzureden. Überzeugt davon war er allerdings nicht so recht, denn er hing an seinem Leben. Allein aus Liebe zu seiner Frau durfte er nicht im Kerikeri verschwinden. Ihm wurde ganz warm ums Herz bei dem Gedanken an sie. Er liebte sie mehr als sein Leben. Nein, das konnte er ihr nicht antun. Und er durfte sie auch nicht mit ihrem gemeinsamen Sohn allein zurücklassen. Sie war dem Bengel nicht gewachsen. Er war ein wilder Bursche, und wer konnte schon wissen, wo er endete, wenn ihm die väterliche Strenge fehlte? Wenn er nur daran dachte, dass der Kerl trotz all der Schläge immer wieder nach Kororareka durchbrannte, nur um sich mit dem Abschaum herumzutreiben. Dabei war der Bengel erst vierzehn. Sein eigenes Aufseufzen riss den Reverend aus seinen trüben Gedanken. Er straffte die Schultern. Handeln musste er, nicht grübeln.

»Nun entscheide dich! Ich habe nicht ewig Zeit. Willst du mir den Jungen verkaufen oder nicht?«

Der Häuptling aber hörte ihm gar nicht mehr zu. Er war damit beschäftigt, das Geld zu zählen. In seinem Gesicht stand die Frage geschrieben, wie viele Musketen er wohl dafür bekommen würde.

Der Missionar setzte jetzt alles auf eine Karte. Er trat dem Häuptling entgegen und nahm ihm wortlos das Geld aus der Hand.

»Dann eben nicht«, murmelte er betont gleichgültig und wandte sich zum Gehen. Sein Herz klopfte wie wild, denn was sollte er tun, wenn der Häuptling ihn nicht zurückrief? Ein-

fach nach Hause zurückkehren und so tun, als hätte er nichts gesehen? Er holte tief Luft und zählte leise und stumm bis drei.

»Warte, Pakeha! Nun warte doch!«, hörte er die schmeichelnde Stimme des Häuptlings hinter sich. Der Reverend verkniff sich ein Lächeln und wandte sich betont gleichgültig um.

Der Häuptling gab seinen Leuten ein Zeichen, den Jungen aus dem Wasser zu holen. Kaum waren sie mit ihm am Ufer angekommen, stieß der Häuptling ihn hinüber zum Reverend. »Nimm ihn! Die Ahnen werden uns nicht zürnen, wenn wir ihn verkaufen.«

Der Junge kam ins Straucheln, doch er fand im letzten Moment wieder festen Tritt unter den Füßen. Kaum war er auf dem Trockenen angelangt, verschränkte er trotzig seine Arme vor der Brust.

»Ich gehe nicht mit! Ich gehöre zu meinen Leuten«, verkündete er und reckte das Kinn trotzig vor.

Der Reverend starrte den störrischen Jungen fassungslos an. War das der Dank, dass er ihm das Leben gerettet hatte?

»Du gehörst nicht zu uns«, spuckte der Häuptling verächtlich aus.

»Aber sie gehört zu mir!«, er widerte der Junge und deutete auf das Mädchen, das erneut zitternd hinter den Männern hervorgetreten war und sie alle stumm aus großen, schreckensweiten Augen anblickte.

»Sie spricht nicht mehr, seit unsere Eltern getötet wurden, und ich gehe keinen Schritt ohne sie«, erklärte der Junge mit fester Stimme.

Der Reverend war unschlüssig. War das Mädchen die Schwester? Er begriff, dass der Junge sie nicht zurücklassen wollte, aber er befürchtete, dass der Häuptling nicht bereit war, weitere Geschäfte mit ihm zu tätigen. Und vor allem, womit sollte er ihn bezahlen? Und noch etwas anderes bereitete ihm

Unbehagen. Dem Jungen fehlte es an jeglicher Demut. Er war stolz. Zu stolz. Der Reverend schätzte ihn auf zehn oder elf Jahre. Jedenfalls für jünger als seinen Sohn, aber nicht minder eigensinnig. Ob dieser Junge ihm eines Tages ebenso viel Ärger bereiten würde wie sein eigener? Ja, der Reverend fühlte es beinahe körperlich. Ein kalter Schauer rieselte ihm über den Rücken. Doch nun konnte er nicht mehr zurück. Das hätte er sich vorher überlegen müssen. Wenn er auf leisen Sohlen umgekehrt wäre und sich fortgeschlichen hätte... Ihm wurde mulmig zumute. Was holte er sich da ins Haus, und wie würde seine Frau reagieren, die ohnehin nicht so gut mit den Maori auskam? Sie behauptete immer, diese Menschen seien als Krieger geboren und spielten ihnen den Frieden nur vor, um jederzeit losschlagen zu können. Nämlich dann, wenn sie das Vertrauen der Pakeha erschlichen hätten. Der Reverend teilte diese Ansicht nicht. Er glaubte daran, dass sie alle den Weg zu seinem Gott finden und ihre heidnischen Bräuche über kurz oder lang aufgeben würden.

In diesem Augenblick aber überfielen ihn gewisse Zweifel, jedenfalls was diesen Jungen betraf. Sein dunkles, für einen Maori auffallend kantiges Gesicht, das kein Tattoo schmückte, strahlte etwas Unbezähmbares aus, etwas, das ihm große Sorge bereitete.

Der Reverend straffte erneut seine Schultern. Es gab kein Zurück. Und mehr noch. Wenn er den Jungen schon mitnahm, dann nicht ohne das Mädchen. Er hatte das unbestimmte Gefühl, dass sie auf lange Sicht einen guten Einfluss auf ihn ausüben würde. Denn bei all ihrer Angst war zu erkennen, dass sie ein sanftmütiges Wesen besaß.

Da fiel dem Reverend seine goldene Taschenuhr ein, die er einst zur Geburt seines Sohnes von seinem Vater geschenkt bekommen hatte. Damals in England. Es war ein prachtvolles

Stück und der einzige wertvolle Gegenstand, den der Reverend jemals besessen hatte.

Ohne zu zögern, öffnete er den Verschluss der Uhrkette, nahm sie in die Hand und reichte sie dem Häuptling.

»Du bekommst die Uhr, und ich darf das Mädchen mitnehmen!«

Der Häuptling hielt die Uhr gegen das Sonnenlicht, während er überlegte. Er rümpfte die Nase, und der Reverend befürchtete bereits das Schlimmste. Doch dann ging ein Strahlen über das Gesicht des Häuptlings.

»Kahurangi Pounamu!«, rief er begeistert aus und deutete auf die grün funkelnden Edelsteine, die den Uhrdeckel zierten.

Der Reverend nickte zustimmend. Er würde sich hüten, den Irrtum aufzuklären. Für die Maori war der Pounamu, der Greenstone, ein heiliger Schatz. Um den Hals trug der Häuptling ein Amulett aus diesem sattgrün schimmernden Stein, der der gewöhnlichen Jade nicht unähnlich war. Warum sollte er ihm die Illusion nehmen und erklären, dass es sich um vier winzige Smaragde handelte? Der Häuptling lächelte immer noch. In seinem Gesicht stand die Entschlossenheit geschrieben, dass er diese Uhr auf keinen Fall wieder hergeben würde.

»Gut, Pakeha. Sie ist ohnehin nicht so hübsch wie unsere Frauen. Sie ist viel zu mager«, verkündete der Häuptling gönnerhaft und rief dem Mädchen etwas auf Maori zu. Der Reverend meinte herauszuhören, dass sie nun dem Pakeha gehöre und zu ihm gehen solle, doch sie rührte sich nicht vom Fleck. Stattdessen starrte sie Hilfe suchend den immer noch vor Kälte bibbernden Maori-Jungen an. Der blickte aufmunternd zurück, nahm sie entschlossen bei der Hand und trat auf den Reverend zu. Gemeinsam verließen sie unter den Blicken der Kämpfer diesen Ort des Schreckens.

Unterwegs sprachen die beiden Kinder kein Wort. Der Junge trug ein hochmütiges und abweisendes Gesicht zur Schau, das den Referend frösteln ließ. Noch bevor er zu Hause in Paihia seine Haustür öffnete, ahnte er, dass er einen großen Fehler begangen hatte, aber er wusste auch, dass er nicht mehr zurückkonnte. Es waren keine Hunde, die er an der nächsten Ecke wieder aussetzen konnte, sondern zwei Kinder Gottes, für die er die Verantwortung übernommen hatte.

Das hätte ich mir vorher überlegen sollen, durchfuhr es ihn. Nun gehören sie mir.

1. TEIL

Der Missionar und seine Kinder

Ka mate, ka mate! ka ora! ka ora!

Ka mate! ka mate! ka ora! ka ora!

Tēnei te tangata pūhuruhuru

Nāna nei i tiki mai whakawhiti te rā

Ā, upane! ka upane!

Ā, upane, ka upane, whiti te ra!

'Tis death! 'tis death! (or: I may die)

'Tis life! 'tis life! (or: I may live)

'Tis death! 'tis death!

'Tis life! 'tis life!

This is the hairy man

Who brought the sun and caused it to shine

A step upward, another step upward!

A step upward, another... the sun shines!

Aus: *Ka Mate*, ein Haka, komponiert von Te Rauparaha,

Häuptling der Ngati Toa, 1810

Auckland, Februar 1920

Vivian stand mit vom Fahrtwind und vor Aufregung gerötenen Wangen an der Reling des Dampfschiffes *Prinzessin Beatrice* und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Vergessen waren die Strapazen der langen Reise, die ihr dank eines Billettes der zweiten Klasse nicht ganz so beschwerlich vorgekommen war.

Ach, Mutter, dachte sie wehmütig, wenn du dieses hellgrüne Wasser und diese kleinen verzauberten Inseln nur sehen könntest ... Sie seufzte. Ihre Mutter war tot und hatte ihr allein diese Fahrkarte und eine Adresse in Auckland hinterlassen. Und dazu einen Brief, den sie erst auf dem Schiff hatte lesen sollen, doch bislang war sie nicht einmal dazu gekommen. Ständig hatten ihr mitreisende junge Herren den Hof gemacht und ältere Herren versucht, sie unter ihre Fittiche zu nehmen.

»Du siehst aus wie ein aus dem Nest gefallener Vogel, den man einfach beschützen will und liebhaben muss«, hatte ihre Mutter stets geseufzt. Vivian fand das gar nicht. Sie war stark. Daran änderte auch ihre Größe nichts. Sie war klein und zierlich, besaß glattes, langes schwarzes Haar, das sie züchtig eingerollt und aufgesteckt trug, einen dunklen Teint und große braune Augen. Ihr außergewöhnliches Aussehen hatte ihr in London oft scheele Blicke der Frauen eingebracht, während die Männer sie sehnsuchtsvoll angestarrt hatten. Das hatte sie nur noch stärker werden lassen. Sie hatte sich schließlich damit abgefunden, eine Außenseiterin zu sein. Eine Exotin, wie

die Mädchen in der Schule sie, nicht immer unbedingt nett gemeint, genannt hatten.

Natürlich hatte sie ihre Mutter mehr als einmal mit der Frage bedrängt, warum sie eine so dunkle Haut, dunkle Augen und dunkles Haar besaß, während deren eigenes Gesicht von vornehmer Blässe gewesen war. Ihre Mutter Mary hatte ihr etwas von einem italienischen Vorfahren erzählt.

O Mutter, dachte Vivian und fühlte die Schamesröte auf ihren Wangen brennen, während sie sich daran erinnerte, wie wütend sie diese noch kurz vor deren Tod angegangen war. Am Abend, als Mary ihr das Billett für die *Prinzessin Beatrice* und diese Adresse in Auckland gegeben hatte. Sie erinnerte noch den genauen Wortlaut ihres heftigen Streites.

»Du fährst nach Neuseeland zu deinem Vater«, hatte ihr die Mutter mit ihrer sanften und von der langen Krankheit bereits geschwächten Stimme zu erklären versucht.

»Zu meinem Vater?«, hatte Vivian wutentbrannt geschrien. »Du meinst doch nicht etwa den Mann, der dich nach meiner Geburt sang- und klanglos verlassen hat und in seine Heimat geflüchtet ist. Ans andere Ende der Welt, damit du ihn ja nicht findest, oder?«

»Vivi, du bist ungerecht, er hat immer für uns gesorgt.«

Vivians Antwort war ein hässliches Lachen gewesen. »Gesorgt? Er hat dir Geld geschickt. Er hat dich bezahlt.«

Ihre Mutter war in Tränen ausgebrochen, aber selbst das hatte Vivians Zorn nicht bezähmen können.

»Ich habe dich das noch nie gefragt, aber bevor du mich zu diesem Kerl schickst: Hat er vielleicht eine dunkle Hautfarbe? Habe ich das etwa von ihm? Ist er der Italiener?« Letzteres hatte sie mit einem spöttischen Unterton gesagt.

»Nein, dein Vater ist kein Italiener, kein ... nein, er ist hellhäutig wie ich«, hatte Mary gequält entgegnet.

»Ach, dann hat er dich vielleicht verdächtigt, dass ich von einem anderen Mann bin, und hat er sich deshalb aus dem Staub gemacht? Bin ich etwa von einem ganz anderen Mann als ihm, und du wolltest das vertuschen?«, hatte Vivian unbarmherzig spekuliert.

»Bitte, Vivi, nichts von alledem. Er ist dein leiblicher Vater. Warte, bis du auf dem Schiff bist. Ich habe dir ein paar Zeilen geschrieben, damit du verstehst, was ...«

»Und warum sagst du mir nicht einfach die ganze Wahrheit? Hast du Sorge, ich würde dann nicht auf das verdammte Schiff gehen? Aber das werde ich auch ohne deinen Brief nicht tun. Ich bleibe bei dir!«

Mary hatte daraufhin nach ihrer Hand gegriffen und unter Tränen gefleht: »Es ist mein Letzter Wille. Er ist doch dein Vater. Versprich es mir!«

»Aber er will mich nicht. Glaubst du, ich fahre um die halbe Welt, damit er mich wieder zurückschickt?«

»Ich habe ihm geschrieben, dass und wann du ankommst.«

»Ach ja? Und er hat Freudensprünge aufgeführt?«

Mary schlug die Augen nieder. »Er freut sich auf dich.« Das klang schwach.

Vivian hatte kein Wort geglaubt, doch als ihre Mutter sich schließlich in Krämpfen gewunden und verzweifelt ihre Hand gedrückt hatte, war sie bereit gewesen, ihren Widerstand aufzugeben.

»Mutter, ich schwöre dir: Ich gehe auf dieses Schiff. Ich fahre nach Neuseeland«, hatte sie unter Tränen versprochen.

Daraufhin war Mary in einen tiefen Schlaf gefallen. In einen Schlaf, aus dem sie nicht mehr erwachen sollte. Aber das hatte Vivian erst am nächsten Morgen gemerkt, als sie ihre Mutter hatte waschen und ihr das Frühstück bringen wollen. Vivians durchdringender Schrei hatte sogar die Nachbarn herbeigeholt.

»Na, so allein, junge Frau? Gibt es jemanden, der Sie abholt, oder soll ich Sie in dem Wagen mitnehmen, der mich erwartet?«, hörte Vivian wie von ferne eine männliche Stimme fragen. Sie fuhr herum und blickte einem untersetzten älteren Herrn mit schlohweißem Haar geradewegs in das vor Aufregung gerötete Gesicht. Wie sie diese Blicke anekelten. Was dachte sich so ein alter Mann eigentlich dabei, sie zu einer Autofahrt einzuladen? Würde er das auch bei der hochgewachsenen blonden Schönheit wagen, die links von ihr stand und ebenfalls fasziniert die Einfahrt in den Hafen von Auckland beobachtete?, schoss es Vivian durch den Kopf.

Täuschte sie sich, oder legte er seine Hand nun absichtlich so dicht neben ihre, dass sie einander berühren mussten? Wütend zog sie die Hand weg und wechselte, ohne ein Wort zu sagen, ihren Platz.

Die Inseln kamen immer näher, und Vivian schlug das Herz bis zum Hals. Das war mehr, als sie sich erträumt hatte. Noch niemals zuvor hatte sie so grünes Wasser gesehen. Sie hatte ein Buch über ihre neue Heimat mit an Bord genommen und es förmlich verschlungen. In diesem Werk wurden wahre Hymnen auf die unglaublich schöne Natur Neuseelands gesungen. Gletscher, tropische Wälder, Wasserfälle, weite Strände... Und die Natur war das Einzige, worauf sich Vivian von Herzen freute, weil sie sich vorstellte, dass dieses ganze Land mehr zu bieten hatte als der Regent's Park. Das war die Art von Natur gewesen, die sie bislang gekannt hatte, abgesehen von den wenigen Ausflügen an die Küste. Auf das Meer war sie besonders gespannt gewesen... Und nun war es von diesem unbeschreiblichen Grün.

Trotzdem wäre sie viel lieber in London geblieben, aber sie war erst achtzehn und hatte keine Verwandten in der Stadt. Die Eltern ihrer Freundin Jane hätten sie zwar gern bei sich

aufgenommen, aber Vivians schlechtes Gewissen wegen ihres allerletzten Streites mit der Mutter war so übermächtig, dass sie sich nicht traute, sich deren Letztem Willen zu widersetzen. Außerdem hatte sie es ihr geschworen. In gewisser Weise sah sie diese Reise auch als Strafe dafür an, dass sie nicht in Frieden mit ihrer Mutter auseinandergegangen war. Hatte Mary nicht stets nach einem Streit gebeten, sich schnell wieder zu versöhnen? »Es kann ja einem von uns etwas zustoßen, und dann verzeihen wir uns nicht, dass wir uns im Bösen getrennt haben«, hatte sie stets gemahnt. Vivian hatte das nie so ganz ernst genommen. Nun musste sie schmerzhaft erkennen, wie recht ihre Mutter damit gehabt hatte. Vivian kämpfte mit den Tränen bei dem Gedanken, dass sie keine Gelegenheit mehr für eine Entschuldigung haben würde. Und erneut fragte sie sich, was dieser Mann, zu dem ihre Mutter sie geschickt hatte, für ein Mensch sein mochte. Töchterliche Gefühle wollten sich bei ihr jedenfalls nicht einstellen. Dazu hatte sie ihre Mutter viel zu sehr geliebt. Obwohl Mary immer nur gut von Peter gesprochen und sogar behauptet hatte, er habe sie geliebt, hatte das auf Vivian nicht abgefärbt. Sie war nicht bereit, ihm zu verzeihen, dass ihre Mutter ein Leben lang gelitten hatte. Ja, sie ging so weit, auch die tückische Krankheit, die Marys Körper langsam zerfressen hatte, auf den feigen Abgang ihres Vaters zurückzuführen. Was gab es Gemeineres als einen Mann Gottes, der eine junge Frau schwängerte, ihr die Ehe versprach und sich am Tag der Geburt des Kindes auf Nimmerwiedersehen absetzte? Vivian wurde allein bei dem Gedanken daran flau, diesem Kerl gleich begegnen zu müssen, doch dann zog das Anlegemanöver ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich. An der Pier standen Hunderte von aufgereggt winkenden Menschen, als der Dampfer festmachte. Die Geräuschkulisse war gewaltig.

Quietschendes Eisen, Stimmengewirr, das Tuten des Schiffshorns, eine Kapelle, die zu ihrer Ankunft spielte ...

»Ich bin gespannt, wer meiner ist«, sagte eine junge Rothaarige aus einem Pulk von Frauen direkt neben ihr kichernd und deutete nach unten. Vivian erblickte eine laut grölende Gruppe grobschlächtiger Kerle, die den Frauen Handküsse zuwarfen. Vielleicht stimmte es ja wirklich, was Jane ihr scherzhaft zum Trost mit auf den Weg gegeben hatte. »Ich beneide dich glühend, es soll in Neuseeland viel mehr heira tswillige Männer geben als hier. Also, wenn ich in London keinen finde, komme ich nach ...«

Unwillkürlich musste Vivian lächeln, doch das verging ihr schon in demselben Augenblick wieder. Du bist keine Frau zum Heiraten, hatte ihr einmal ein junger Mann, mit dem sie öfter ausgegangen war, an den Kopf geworfen, nachdem sie sich geweigert hatte, allein mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Einmal abgesehen von der Erfahrung mit diesem unverschämten Kerl, war sie ohnehin nicht sonderlich daran interessiert, eine Ehefrau zu werden. Sie träumte davon, für eine Zeitung zu schreiben. Ihre größte Angst war allerdings, so wie ihre Mutter allein mit einem Kind sitzen gelassen zu werden. Deshalb empfand sie kein großes Bedürfnis, überhaupt mit Männern auszugehen. Und das hatte sie ihre Verehrer an Bord auch zur Genüge spüren lassen.

Nachdem das Schiff festgemacht hatte, begann ein furchtbares Geschiebe und Gedränge. Weder die Auswanderer noch die Reisenden konnten es erwarten, endlich neuseeländischen Boden zu betreten.

Vivian aber ließ sich bewusst Zeit. Sie trödelte absichtlich, als könne sie die Begegnung mit ihrem Vater auf diese Weise doch noch vermeiden. Als eine der Letzten ging sie die Gangway hinunter. Die Menschenmengen am Pier hatten sich

merklich gelichtet. Vivian seufzte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als nach ihrem Vater Ausschau zu halten. Sie erschrak. Wie sollte sie ihn erkennen? Ihre Mutter hatte ja nicht einmal ein Bild von ihm besessen. Und die Beschreibung, dass er groß, blond gelockt und stattlich war, traf auf mehr als die Hälfte der wartenden Männer zu.

Als sie schließlich mit ihrem Gepäck, drei unterschiedlich großen Koffern, an der Pier stand, wollte sie plötzlich jeglicher Mut verlassen. Ihr war zum Heulen zumute. Dagegen half auch kein Blick zurück auf die märchenhafte Bucht, in der das Schiff sie ausgeladen hatte. Sie fühlte sich so verloren und verfluchte ihre Entscheidung, dem Willen ihrer Mutter Folge geleistet zu haben. Wenn ich doch nur bei Jane sein könnte, dachte sie, als sie einen hochgewachsenen blonden Mann auf sich zusteuern sah. Sie stutzte. Das konnte unmöglich ihr Vater sein. Dieser Mann war jung, allerhöchstens Mitte zwanzig.

»Entschuldigen Sie, Sie sind nicht zufällig Vivian Taylor?« Er blickte sie prüfend an und fügte, bevor sie antworten konnte, hastig hinzu: »Nein, sorry, das sind Sie sicher nicht.«

Vivian hielt seinem Blick stand. »Warum sind Sie sich da so sicher?« Sie versuchte freundlich zu klingen, obgleich sie sich maßlos über sein ungläubiges Staunen ärgerte. »Sie zweifeln daran wegen meiner dunklen Haut, nicht wahr?«, fügte sie spitz hinzu.

Der junge Mann war sichtlich verlegen. »Sie haben recht. Man hat Sie mir nicht beschreiben können. Ihr Vater hat Sie wohl zuletzt als Säugling gesehen, wenn ich recht informiert bin. Und er ist nun einmal jemand, der beim ersten Sonnenstrahl einen Hut aufsetzen muss. Sonst bekommt er einen Sonnenbrand. Er ist ausgesprochen blass, würde ich sagen. Das sollten Sie übrigens auch tun, auch wenn Sie einen wesentlich dunkleren Teint als Ihr Vater haben.«

»Was sollte ich tun?«, fragte Vivian angriffslustig. Hatte dieser Kerl nichts Besseres zu tun, als ihr unter die Nase zu reiben, dass sie ihrem Vater so gar nicht ähnlich sah?

»Einen Hut aufsetzen! Die Sonne ist sehr kräftig in diesen Breiten.« Er lächelte sie gewinnend an und reichte ihr die Hand. »Ich bin Frederik, Sie können mich auch Fred nennen. Ihr Vater hat mich geschickt. Er war verhindert. Eine Hochzeit. Das Paar wollte unbedingt vom Bischof höchstpersönlich getraut werden.« Er lächelte immer noch, während er ihr herzlich die Hand schüttelte.

Spitzbübisch, wie Vivian fand, und sie konnte sich nicht helfen, der junge Mann war ihr trotz allem Vorbehalt gegen die neue Heimat sympathisch.

Aber wer in aller Welt war dieser Fred? Auch ein Geistlicher? Und hatte sie ihn gerade richtig verstanden, dass ihr Erzeuger der Bischof von Auckland war? Sie konnte sich gerade noch verkneifen, ihn mit neugierigen Fragen zu überfallen. Er musste ja nicht unbedingt wissen, dass er ihr Interesse erweckt hatte.

Frederik nahm einen ihrer Koffer und hievte ihn auf die Ladefläche eines roten Wagens, einer Art kleinen Lastwagens.

»Nehmen Sie doch schon mal auf dem Beifahrersitz Platz«, schlug er vor und blickte sie aus seinen graugrünen Augen prüfend an. »Oh, verzeihen Sie. Rede ich zu viel? Sie sind ja völlig verstummt. Sie nehmen mir doch hoffentlich nicht übel, dass ich meinte, Sie könnten nicht Vivian sein.« Er lächelte entschuldigend.

Vivian erwiderte sein Lächeln. »Nein, so schnell verschlägt es mir nicht die Sprache. Was meinen Sie, was ich mir in meinem Leben schon alles anhören musste. *Na, zu lange in der Sonne gebraten? War dein Vater Indianer? Wissen Sie, dass mich Ihre Exotik schier verrückt macht?* Wenn ich jedes Mal beleidigt

wäre, ich hätte viel zu tun. Und was meinen Sie, was ich früher alles angestellt habe, um blasser zu werden. Ich bin nicht in die Sonne gegangen, habe mich mit Talg eingeschmiert, mich abgeschrubbt, bis mir die Haut in Fetzen hing ...«

»... um Himmels willen, nicht doch! Sie sind wunderschön – so, wie Sie sind.«

»Würden Sie das auch einer blassen weißen Frau, die Sie gerade einmal fünf Minuten kennen, so unverblümt sagen? Oder trauen Sie sich das nur bei einer Exotin wie mir?«, konterte Vivian und konnte ihm dennoch nicht wirklich böse sein.

Fred lächelte sie verschmitzt an. »Nein ... doch ... nein ... also, das würde ich sicher auch bei einer blassen Dame tun, aber ich habe selten eine Frau getroffen, die mich auf den ersten Blick so beeindruckt wie Sie. Und das liegt weniger an Ihrem wunderschönen Teint als vielmehr an Ihrer erfrischend offenen Art.«

Das verschlug Vivian die Sprache. Hoffentlich sieht er nicht, dass ich rot geworden bin, schoss es ihr durch den Kopf, während sie hastig auf den Beifahrersitz kletterte.

»Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten«, bemerkte er entschuldigend, als er die Tür hinter ihr schloss. Dann holte er ihr restliches Gepäck und fuhr mit ihr durch Auckland. Vivian kam aus dem Staunen nicht heraus. Es sah hier merkwürdig ländlich aus. In der Hauptstraße gab es zwar einige höhere Gebäude und sogar solche aus Stein, aber der Rest waren zweistöckige Holzhäuschen, die alle ein Vordach besaßen.

»Auckland muss Ihnen doch, gemessen an London, wie ein Dorf vorkommen«, bemerkte Fred.

Konnte er Gedanken lesen? Ohne sich ihm zuzuwenden, nickte sie eifrig. Sie bogen in eine Straße ein, in der nur noch kleine Einzelhäuser aus Holz standen, bis sie in einen Teil der Stadt kamen, der zwar auch von Holzhäusern gesäumt war, die

aber ungleich prächtiger wirkten. Es schien ihr, als hätten sich die Bewohner dieses Viertels gegenseitig mit viktorianischen Verzierungen übertrumpfen wollen.

»Das ist Parnell«, erklärte ihr Fred. »Hier haben immer schon die reicheren Leute gewohnt. Und sehen Sie dort. Das ist Selwyn Court. Dort hat der erste Aucklander Bischof gelebt. Wir wohnen leider nicht ganz so hochherrschaftlich.«

Wir? Vivians Neugier wuchs. Wohnte er mit ihrem Vater unter einem Dach? Und schon rutschte es ihr heraus: »Sind Sie auch Geistlicher?«

Seine Antwort war ein kehliges Lachen. »Gott bewahre!«, rief er aus. »Ich bin Sklave beim *New Zealand Herald*.«

Vivian wandte sich interessiert zu ihm um. »Sie sind Reporter?«

Er nickte eifrig.

»Das wäre ich auch geworden, wenn man mich in London gelassen und nicht gezwungen hätte, in diesem letzten Ende der Welt zu versauern«, stieß sie wütend hervor. Erst an Freds betroffenem Blick erkannte sie, dass sie ihn mit ihren groben Worten beleidigt haben musste. Das war nicht ihre Absicht gewesen.

»Entschuldigen Sie, das ist mir nur so herausgerutscht. Ich wollte das nicht so sagen, ich ...«, stammelte sie.

»Ich entnehme Ihren Worten, dass Sie nicht freiwillig, geschweige denn gern nach Auckland zu Ihrem Vater gereist sind.«

»Pah, Vater. Wenn ich das schon höre. Ich kenne den Mann doch gar nicht. Er hat meine Mutter mitsamt ihrem Neugeborenen, also mir, sitzen gelassen. Das ist alles, was ich von ihm weiß. Und das ist kein guter Grund, ihn aufzusuchen. Es war der Letzte Wille meiner Mutter, hierherzukommen. Und der ist mir heilig.« Letzteres sagte sie leise und traurig.

»Es tut mir leid. Ich bin ungeschickt. Ich wusste doch nicht, wie Sie zu ihm stehen. Wenn ich ehrlich bin, habe ich überhaupt erst vor einigen Wochen von Ihrer Existenz erfahren und...« Er unterbrach sich. »Wir sind da.« Er machte aber keine Anstalten, auszusteigen, sondern musterte sie durchdringend. »Vivian, lassen Sie sich nicht von seiner manchmal recht groben Art abschrecken. Er ist im Grunde seines Herzens ein guter Mensch.«

»Danke für den Ratschlag, aber das passt in das Bild, das ich von ihm habe. Ich hege keine Illusion, was den Charakter dieses Menschen angeht, und werde ohnehin nur so lange hierbleiben, bis ich volljährig bin. Dann wird das erste Schiff zurück nach England meines sein.«

Fred sah sie beinahe mitleidig an. »Ich wollte nur vermeiden, dass Sie enttäuscht sind, wenn Sie ihn kennenlernen.«

Vivian aber hörte ihm gar nicht mehr zu. Sie sprang gehetzt aus dem Wagen, denn nun wollte sie es nur noch hinter sich bringen. Arm ist er nicht, dachte sie, als sie staunend das hochherrschaftliche Haus betrachtete. Mit Bitterkeit dachte sie an die Verhältnisse zurück, in denen sie mit ihrer Mutter leben müssen. Ein bescheidenes Zimmerchen für sie beide, mehr war ihnen nicht vergönnt gewesen, während dieser Mann... Ach, sie wollte sich das Herz nicht unnötig beschweren. Und nun war es zu spät zur Umkehr. Sie hatte sich schon so vieles in ihrem Leben erkämpft. Ihren hervorragenden Schulabschluss trotz des Widerstandes der Lehrer, die partout nicht an sie glauben wollten, oder den Gleichmut gegenüber den Sticheleien ihrer Mitschülerinnen. Sie würde die Zähne zusammenbeißen und diese drei Jahre klaglos überstehen.

Eine wohlige sommerliche Wärme, die sie jetzt erst richtig wahrnahm und die sie wie eine Wolke einhüllte, bekräftigte

sie in ihrem Entschluss. Wie hatte ihre Mutter immer gesagt? Ach ja, alles im Leben habe sein Gutes. Ja, und die Luft hier am anderen Ende der Welt war ungleich lieblicher. Vivian atmete noch ein paarmal tief ein, bevor sie mit pochendem Herzen auf die Haustür zuing.

Parnell/Auckland, Februar 1920

Vivian saß am weit geöffneten Fenster und blickte versonnen in den Garten. Dabei sog sie staunend die fremden Gerüche tief ein und konnte sich nicht sattsehen an den intensiven Farben der ihr völlig fremden Blumen. Sie war in London höchstens bei einem Spaziergang durch den Park in den Genuss gekommen, frische Blumen zu betrachten. Auch die Geräusche waren ganz anders als in London. Wo zu Hause der Lärm der Stadt sogar durch die geschlossenen Fenster in die Wohnungen gedrungen war, herrschte hier eine angenehme schläfrige Ruhe.

Ein forderndes Klopfen an der Tür des geräumigen Zimmers, in das Fred sie vorhin gebracht hatte, ließ sie aufschrecken. Zu ihrem großen Bedauern hatte der junge Mann bald nach ihrer Ankunft zurück in den Verlag eilen müssen.

»Herein!«, rief Vivian und wandte ihren Blick neugierig zur Tür. Sie war enttäuscht, als eine ältere Frau eintrat. Und sie spürte sofort eine Aversion gegen sie in sich aufsteigen. Sie schätzte die hagere Fremde auf vierzig bis fünfzig Jahre. Was ihr auf Anhieb missfiel, war der Blick, mit dem diese Person sie unverschämt musterte.

»Wie war die Reise?«, fragte die Frau nun in unerwartet höflichem Ton und konnte ihr Erstaunen über Vivians Aussehen doch nicht verbergen. Dabei versuchte sie zu lächeln.

»Wie war die Reise?«, wiederholte sie.

»Gut, aber dürfte ich einmal erfahren, wer Sie überhaupt sind? Ich habe eigentlich meinen Vater erwartet.«

Das eben noch krampfhaft lächelnde Gesicht der Frau gefror zur Maske.

»Ich habe nur nett sein wollen, aber lassen wir das Drumherumgerede. Du kannst dir sicherlich vorstellen, dass ich auch nicht begeistert bin, eine erwachsene Tochter zu bekommen ...«

»... entschuldigen Sie bitte, aber ich bin nicht Ihre Tochter. Was erlauben Sie sich?«, fauchte Vivian, doch dann dämmerte es ihr. »Sind Sie ... ich meine ... sind Sie seine Frau?«

»Wer denn sonst? Ich bin Rosalind Newman«, gab die Frau des Bischofs empört zurück.

»Aber Sie werden schon verstehen, dass ich Sie nicht Mutter nennen werde, nicht wahr?«, erwiderte Vivian mit einem spöttischen Unterton.

»Das fehlte noch. Am liebsten wäre es mir, du würdest mich Misses Newman nennen, auch wenn wir unter uns sind. Ach, was hat sich deine Mutter nur dabei gedacht, dich uns zu schicken?«

»Das frage ich mich allerdings auch«, entgegnete Vivian wütend.

Diese Äußerung brachte ihr einen verwirrten Blick Rosalinds ein. »Heißt das, du hast es gar nicht gewollt?«

»Richtig, ich lege keinen Wert darauf, den Mann kennenzulernen, der sich mein Vater schimpft. Es ist der Letzte Wille meiner Mutter, und den habe ich zu respektieren.«

»Na gut. Es ist nicht zu ändern. Irgendwann rächt sich jeder Fehltritt.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Entschuldige, das ist mir nur so herausgerutscht. Er hat

sich immer bedeckt gehalten, was sein Verhältnis zu deiner Mutter angeht, aber jetzt wird mir so einiges klar. Ich konnte doch nicht ahnen, dass deine Mutter eine Maori war. Ich habe ja von deiner Existenz überhaupt erst kürzlich erfahren.«

Vivian schluckte trocken. *Ich habe ja von deiner Existenz erst kürzlich erfahren.* Das hatte sie heute schon einmal gehört. Aus Freds Mund. Aber hatte er sie auch für die Tochter einer Maori gehalten? Es war nicht eben viel, was Vivian über die Maori wusste. Nicht mehr und nicht weniger, als in ihrem Buch gestanden hatte. Und das war mehr als dürftig gewesen. Immerhin aber genug, um zu wissen, dass ihre Mutter nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den Maori auf den Abbildungen besaß.

»Meine Mutter ist noch hellhäutiger als Sie, Misses Newman. Aber falls Sie auf meinen dunklen Teint anspielen, einer meiner Vorfahren war wohl ein Italiener.«

Vivian stutzte. So plausibel ihr diese Erklärung ihrer Mutter sonst auch immer erschienen war, in diesem Augenblick machten sich leise Zweifel bemerkbar.

Rosalind aber reichte ihr versöhnlich die Hand und erklärte seufzend: »Dann bin ich ja beruhigt. Aber es ist nicht fair, uns ungefragt ihr Kind ins Haus zu schicken. Nun müssen wir eben das Beste daraus machen.«

»Keine Sorge, ich bleibe keinen Tag länger, als ich unbedingt muss. An meinem einundzwanzigsten Geburtstag bin ich fort«, erwiderte Vivian hastig. Dass man sie so unverhohlen ablehnen würde, das hatte sie nicht in Betracht gezogen. Eigentlich hatte sie erwartet, dass ihr Vater sie reumütig empfangen und ihr mit fadenscheinigen Ausreden kommen würde, warum er ihre Mutter einst in einer so schwierigen Lage allein in London zurückgelassen hatte.

»Darf ich Sie zu einem kleinen Ausflug durch unser schönes

Parnell entführen?«, unterbrach Freds wohlklingende Stimme Vivians Gedanken.

Erfreut wandte sie sich zu ihm um. Er kam ihr wie gerufen. Sie verspürte keine Lust, sich weiter mit der Ehefrau ihres Vaters zu unterhalten.

»Na, du hast deine Meinung aber schnell geändert, was die Ankunft dieses Mädchens betrifft. Und schon spielst du den fürsorglichen Bruder«, bemerkte Rosalind an Fred gewandt in spitzem Ton.

»Bruder?« Das traf Vivian so unvorbereitet, dass sie in s Wanken geriet und sich auf einen Stuhl fallen ließ. »Bruder?«, wiederholte sie fassungslos.

»Mutter«, schimpfte Fred, »hör auf damit! Wir haben beschlossen, sie freundlich aufzunehmen. Sie kann schließlich nichts dafür und hat gerade erst ihre Mutter verloren. Sie nimmt dir doch nichts weg!«

Vivian atmete tief durch.

»Ich möchte gern allein sein«, murmelte sie.

»Aber Vivian, ich glaube, Sie brauchen dringend frische Luft«, widersprach Fred besorgt, doch da hatte seine Mutter ihn bereits am Ärmel durch das halbe Zimmer gezogen.

»Du hast doch gehört, was sie gesagt hat. Komm!«

Unter der Tür wandte sich Rosalind noch einmal um.

»Dein Vater erwartet dich um acht Uhr in seinem Arbeitszimmer. Und sei bitte pünktlich. Er kann Unpünktlichkeit nicht ausstehen. Bitte zieh das verschwitzte Reisekostüm aus und kämm dir die Haare. Er hasst Unordnung.«

Nachdem die Tür endlich zugeklappt war, schlug Vivian die Hände vor das Gesicht und weinte bittere Tränen. Die Gedanken in ihrem Kopf überschlugen sich. Ihr Vater war also verheiratet gewesen, als er ihre Mutter geschwängert hatte. Deshalb hatte er sie sitzen gelassen. Warum hat sie mich bloß

nicht darauf vorbereitet, dass er eine Familie hat?, fragte sich Vivian verzweifelt. Dann hätte ich doch wenigstens gewusst, was mich hier erwartet. Ja, sie konnte Rosalind sogar ein wenig verstehen, denn welche Frau nahm schon gern das Ergebnis eines Seitensprunges bei sich auf?

Der Vorsatz, ihr Schicksal tapfer zu ertragen, geriet gefährlich ins Wanken.

Parnell/Auckland, Februar 1920

Bischof Peter Newman saß stocksteif in einem schweren Ledersessel hinter seinem Schreibtisch. Er trug immer noch seinen feierlichen Chormantel. Eine Zornesfalte hatte sich tief in die Stirn eingegraben, während er versuchte, Frederiks Worte ungerührt zur Kenntnis zu nehmen. Der junge Mann war vor ein paar Minuten einfach in sein Arbeitszimmer gestürmt und hatte ihn sogleich auf das Mädchen angesprochen. Immer wieder verlangte er, die ganze Wahrheit zu erfahren. Wenn er nur ahnen würde, wie unchristlich meine Gedanken sind, ging es dem Bischof durch den Kopf. Warum musste sie mir das antun? Warum nur? Sie hätte doch wissen müssen, dass das jede Menge unangenehmer Fragen mit sich bringen würde. Kein Mensch in seiner Umgebung hatte von seinem Kind in London gewusst, und keiner hätte es je erfahren, wenn Mary nicht jenen Brief geschrieben hätte, der dummerweise Rosalind in die Hände gefallen war. Ein kurzer Brief. Darüber konnte er zwar froh sein, nachdem seine Frau ihn zufällig gefunden hatte, aber wenn er ehrlich war, hatten ihn ihre mageren Worte auch ein bisschen gekränkt. *Bin krank, werde sterben, schicke Dir unsere Tochter...* Und dann die Daten von Vivians Ankunft in Auck-

land. Aber was hatte er erwartet? Eine Liebeserklärung auf dem Totenbett, nach allem, was er ihr angetan hatte? Nachdem er bittere Tränen um Mary vergossen hatte, hatte er beschlossen, den Brief verschwinden zu lassen und ihn nicht zu beantworten. Stattdessen hatte er Mary einen großen Geldbetrag geschickt, zusammen mit einem einzigen Satz: *Ich kann nicht!* Er hatte gehofft, damit sei es getan, doch Marys Antwort war ein zweiter Brief gewesen. Erneut hatte sie ihm die Ankunftszeit der *Prinzessin Beatrice* mitgeteilt, versehen mit den unmissverständlichen Worten: *Das Kind hat nur noch Dich. Nun gibt es kein Entrinnen mehr. Sie wird zu Dir kommen.* Diesen Brief hatte er sofort vernichtet, aber den ersten, den hatte er achtlos in der Schreibtischschublade verschwinden lassen. Rosalind hatte ihn dort gefunden und ihn mit Fragen bestürmt. Es war ihm nichts anderes übrig geblieben, als die Existenz seiner Tochter zuzugeben und auch zu beichten, dass deren Mutter sich in den Kopf gesetzt hatte, das Kind zu ihm nach Auckland zu schicken. Rosalind hatte zwar getobt, aber was hätte er tun sollen? Das Mädchen am Schiff abfangen und unbemerkt in einem Heim unterbringen? Das hätte sich in Auckland schneller herumgesprochen, als ihm lieb gewesen wäre. Nein, nun musste er alles daransetzen, den Schaden zu begrenzen. Inzwischen hatte er seine Vorkehrungen getroffen und sicher davon ausgehen dürfen, dass seine Familie mitspielte. Dass ihm ausgerechnet Fred in den Rücken fiel, enttäuschte ihn bitter.

»Geh, ich möchte allein sein«, stieß Peter Newman gequält hervor.

»Nein, ich bewege mich keinen Schritt aus deinem Zimmer, bevor du mir nicht endlich die Wahrheit gesagt hast. Vater, ich habe dich etwas gefragt. Nun rede doch endlich! Was ist das für eine Geschichte? Warum verlangst du von Mutter und mir, dass wir nach außen hin behaupten, sie sei eine entfernte

Verwandte? Warum verlangst du von uns, dass wir sie verleugnen?«

»Wie sprichst du eigentlich mit mir? Mäßige deinen Ton, mein Junge!«, entgegnete Peter tadelnd.

Frederik bebte vor Zorn. »Ich versuche mit dir ein Gespräch von Mann zu Mann zu führen. Ich bin doch kein Kind mehr. Und ich habe ein Recht, zu erfahren, warum es dir so enorm wichtig war, dass die Leute denken, ich sei dein Sohn, während du die ganze Zeit von der Existenz deines leiblichen Kindes wusstest.«

»Das geht dich gar nichts an. Und jetzt lass mich bitte allein. Ich habe zu arbeiten.«

»Arbeiten? Willst du sie denn gar nicht begrüßen?«, entgegnete Frederik fassungslos.

Peter warf einen angestregten Blick auf seine Uhr. »Ich habe sie um acht Uhr herbestellt.«

»Herbestellt? Aber sie ist keines deiner Schäfchen, sondern deine Tochter, die um die halbe Welt gereist ist, um dich zu sehen.«

»Ich habe nicht darum gebeten.«

Frederik schüttelte den Kopf. »Tu mir bitte einen Gefallen. Behandle sie gut!«

»Was unterstellst du mir? Ihr soll es an nichts mangeln. Sie hat das schönste Zimmer, sie ...«

»Du weißt, dass ich nicht von ihrer Versorgung rede ...«

»Ich wiederhole mich ungern. Ich habe zu arbeiten«, unterbrach der Bischof Frederik harsch.

»Ich gehe ja schon, aber vorher muss ich noch etwas anderes mir dir besprechen.«

Peters Antwort war ein genervter Seufzer.

»Hast du schon einmal von einem Mann mit dem Namen Matui Hone Heke gehört?«